

"Dann sind die Basler klein geworden." : Kulturelle Unterschiede zwischen Stadt und Landschaft von 1918 bis in die 1950er Jahre

Autor(en): **Blumer, Florian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **55 (1990)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Dann sind die Basler klein geworden.»

Kulturelle Unterschiede zwischen Stadt und Landschaft von 1918 bis in die 1950er Jahre.

Von *Florian Blumer*

Sehen Sie, als ich seinerzeit die Lehre machte, musste ich nach Basel in die Gewerbeschule. Und ich kam mir in dieser Gewerbeschule jeweils vor wie der letzten Mensch, wie der letzte Trottel. (. . .) Und wenn ich hörte, wie die redeten, wie die alles diskutierten, dann musste ich mir sagen, «gopferdammi» du bist der letzte Trottel. (. . .) Die Gespräche, die sie führten. Und was sie alles leisten und können. Da dachte ich, ja «gopferdelli», du bist ein fertiger Dubel. Nachher – das heisst, es war schon in der Schule so. Der Gewerbelehrer sagte mir jeweils, geh zu jenem und zeig ihm, wie der das machen muss. Aber die anderen, die Gleichaltrigen, die haben mich quasi – nach ihrer Redensart kam ich mir vor wie der letzte Mensch, von hinter dem Mond. Und als es dann zur Prüfung kam, waren die nirgends mehr. (. . .) Ich kam gut «zschlag» mit ihnen, aber wie die grossartig redeten von ihrem Leben, was sie alles trieben, auch mit den Mädchen. Aber ich muss ehrlich sagen, das waren nur solche aus der Stadt. Ich habe nichts gegen Stadtmenschen, ich respektiere alle, aber dort, die jungen Kerle, die haben «gopferdelli» angegeben wie ein Wald voll Affen. Meine Kollegen von O. und M. haben das gleiche auch so empfunden. Man kam sich einfach als Dubel vom Land vor neben denen.¹

In Interviews mit Baselbieterinnen und Baselbietern tauchten gelegentlich derartige Äusserungen über Verhaltensunterschiede zu Baselstädterinnen und Baselstädtern auf. Der ehemalige Schüler kam sich im Rückblick auf die 1940er Jahre als «der letzte Trottel», als «Dubel vom Land» oder als «hinter dem Mond» vor. Dass er mit seiner Einschätzung nicht allein war, belegte er mit dem Hinweis auf seine Baselbieter Kollegen, welche dieselben Unterschiede wahrgenommen hatten. Um diese kulturellen Unterschiede zwischen den Menschen von Baselstadt und Baselland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geht es hier.

Die lebensgeschichtlichen Interviews, welche hier auszugsweise zur Sprache kommen, wurden im Rahmen des Projektes «Baselbieter Geschichte 2001» zur Erforschung lebens- und alltagsgeschichtlicher Themenstellungen gemacht.² Dabei fiel auf, wie die Thematik Stadt-Land, obwohl nicht ausdrücklich angesprochen, immer wieder mitthematisiert wurde. Häufig handelte es sich um Randbemerkungen, Richtigstellungen oder Illustrationen an verhältnismässig wenig Stellen der Lebenserinnerungen. Diese Aussagen über das eigene kulturelle Selbstverständnis beachtete ich anfänglich kaum, weil mein Forschungsinteresse woanders lag.³

Die zehn hier ausgewerteten Erinnerungsinterviews wurden mit der Methode der Oral History durchgeführt. Darunter wird eine sozialgeschichtliche For-

schungsmethode zur Erschliessung mündlicher Quellen verstanden. Ältere Zeitgenossinnen und Zeitgenossen gaben in einem oder mehreren Erinnerungsinterviews Auskunft über die von ihnen erlebte Vergangenheit. Die Aussagen wurden per Tonband aufgezeichnet und auszugsweise verschriftlicht. Die Besonderheit dieser Methode besteht darin, dass die normalerweise von der Geschichtsschreibung nicht beachteten Personen zu Worte kommen und dabei ihre Sicht der erlebten Dinge mitteilen.

Es ist bekannt, dass beim lebensgeschichtlichen Erzählen mehr erwähnt wird, als der Befrager mit seinen Fragen eigentlich beabsichtigte. Gerade wenn ein grosser altersmässiger, sozialer oder kultureller Unterschied zwischen den beiden am Gespräch beteiligten Personen besteht, müssen Antworten ergänzt, Erinnerungen ausgeführt und Geschichten erklärt werden, damit die Bedeutung, der beabsichtigte Sinn oder die Pointe vom Gegenüber überhaupt erst verstanden werden kann.⁴

Diese «Erläuterungen» geben gleichzeitig auch Auskunft über den Wert und die Bedeutung, welche die interviewten Personen einem Ereignis zumessen. Bei dieser Selbstdarstellung handelt es sich nicht nur um etwas Individuelles, sondern gleichermassen auch um etwas Kollektives. Denn die erzählende Person orientiert sich an der Art und Weise, wie sein gesellschaftliches Umfeld dies tut, er greift also auf ein soziales und kulturelles Selbstverständnis zurück. Und darum geht es im Folgenden: um dieses Verhältnis der befragten Person zu ihrer kulturellen Lebenswelt,⁵ oder genauer, um die Beziehung zu den gültigen Werten und Regeln ihrer Gemeinschaft, die sich von denen der Stadt unterscheiden.

Dass gewisse Gesprächsstellen zum Anlass genommen wurden, Verhaltensunterschiede zwischen der Bevölkerung von Baselland und Baselstadt zur Sprache zu bringen, hing auch damit zusammen, dass ein Interviewer aus Basel auftauchte, um eine Baselbieterin oder einen Baselbieter auszufragen. In den Interviews schlug sich dies in einer Anzahl von Geschichten, Andeutungen und Hinweisen nieder, nach denen eigentlich gar nie gefragt worden war, und die bei der ersten Durchsicht übersehen wurden. Die zu dem vorliegenden Artikel vorgenommene Zweitauswertung von zehn Interviews ergab insgesamt fünfzehn kleinere Geschichten, Szenen oder Äusserungen zum Verhältnis Baselland und Baselstadt im Zeitraum zwischen 1918 und 1955. Die Interviewten waren fünf Baselbieterinnen und fünf Baselbieter im Alter zwischen 62 und 94 Jahren.⁶

Dieser Text setzt sich mit der Perspektive der Baselbieterinnen und Baselbieter auseinander und möchte die in den Lebenserinnerungen aufgetauchten damaligen kulturellen Unterschiede darstellen. Gleichzeitig soll aufgezeigt werden, welche Rolle diese Unterschiede bei den Kontakten und Auseinandersetzungen mit Baslerinnen und Baslern spielten und wie diese Auseinandersetzungen ausgingen.

Ich bin nicht immer an die Mustermesse. Wir sind «albe» erst auf den elf Uhr Schnellzug. Mit dem Auto nach Liestal, dem Elf-Uhr-Schnellzug und um sechs Uhr ist man wieder zu Hause gewesen. Man hat nicht in Basel gegessen. (. . .) Man hat kein Geld gehabt, wir sind manchmal mit dem Auto fort an einem Sonntag. Dann hat der Mann gesagt: Ja, mach daheim wieder einen Kaffee.⁷

Ich weiss nur, dass man bis in die Stadt laufen musste, und wieder heim.⁸

Und wir haben noch nach Basel laufen müssen, kein Zug gefahren. Der Vater ist mit mir gekommen, die Schwester war gerade im Spital, hat ein Buschi bekommen. Es ist niemand da gewesen, und dann habe ich in Basel hüten müssen. Wir sind über den Berg und «derno» (. . .) haben wir aufs Tram und in die Stadt hinein gekonnt. Aber wir sind nicht hineingekommen. Das Tram hat vorher halten müssen, und wir haben alle aussteigen müssen. Und dann habe ich gesagt: «Jesses», zum Vater, «wo müssen wir jetzt hin?» Dann sagte er: «Ja wart jetzt nur, wir werden die schon finden, wir werden wohl noch «neume» durch können. So ist das ein Zeug gewesen.⁹

Sozialgeschichtlich gesehen lässt sich der Abstand zweier Orte nicht auf eine mathematisch messbare Strecke reduzieren, sondern er richtet sich nach den Menschen, die diese Strecke zurückzulegen haben. Er hängt also unter anderem von der geographischen Beschaffenheit der Strecke, den Verkehrswegen, den Verkehrsmitteln, aber auch von den Möglichkeiten der Menschen ab, diese zu benutzen. Für einen Fussgänger oder ein Pferdefuhrwerk ist die Distanz, die körperliche Anstrengung und der Zeitaufwand grösser als bei einem Motorisierten. Die Existenz von Trams, Zügen, Autos, Motorrädern oder Velos änderte daran erst etwas, wenn sie für die Betreffenden sowohl verfügbar und erschwinglich waren, als auch benutzt wurden.

Hinzu kamen wirtschaftliche Einschränkungen. Wer kein Geld hatte, ging zu Fuss in die Stadt oder gar nicht.¹⁰ Die Art der Fortbewegung offenbarte soziale Unterschiede, aber man besuchte ohnehin die Stadt nur selten. Ein Krankenhausbesuch, einmal im Jahr an die Mustermesse oder der Besuch von Verwandten konnten die Gründe sein, mit Ross, Wagen und Lebensmitteln in die Stadt zu fahren.¹¹ Aber auch wer ein Auto besass, fuhr damit nur bis zum Bahnhof, nahm den Zug und blieb nicht zum Essen in der Stadt.

Die Gründe, einen Ausflug in die Stadt zu wagen, bestanden hauptsächlich in Verwandtschafts- und Messebesuchen. Häufig wurden auch die Messebesuche mit Verwandtschaftsbesuchen verbunden. Der Zugang zur Stadt erfolgte über dort wohnhafte Verwandte, die man gleichzeitig mit landwirtschaftlichen Produkten eindeckte. Dabei wurden die Routen in und durch die Stadt pedantisch und ängstlich eingehalten. Aus Angst sich zu verirren hielt man sich jeweils sklavisches an dieselbe Strassenabfolge.¹² In der letzten Schilderung schwingt noch etwas von dieser Furcht mit, wegen eines Massenauflaufes nicht mehr die gewohnten Wege gehen zu können. «Zeug» meint dabei den Generalstreik von 1918, und die hilflose Frau war damals immerhin 22 Jahre alt.

Neben diesen Betrachtungen zur sozialgeographischen Distanz zwischen Baselstadt, den Dörfern der Landschaft und der Wahrnehmung dieser Unterschiede von Seiten der Baselbieter Frauen und Männer, behandelt der folgende Ausschnitt wiederum das soziale Zusammenleben an Basler Schulen. Die Baselbieter befanden sich dabei in krasser Unterzahl und bemerkten krasse Verhaltensunterschiede.

Es ist einmal ein Lehrer zu uns gekommen, wo der E. dann nach Basel zur Schule gegangen ist. Er hat die Matur in Basel gemacht. Und dann hat er gesagt, (. . .) da habe er gedacht, (. . .) er wolle jetzt schauen, wo dieser Bub zu Hause ist. Das sei nämlich der Beste gewesen in der Klasse. Und sie hätten ihn alle so gehänselt, so ausgehänselt, die Basler. «Einisch» haben sie ihm auf den Rücken, auf den Kittel ein Güllenfass gezeichnet, und «derno» hat er «einisch», wo sie turnen gehabt haben, hat er die Schuhe ausziehen müssen. Dann hat er vorne. . . Der Spitz an der Socke hat eine andere Farbe gehabt. Die Wolle ist nicht mehr ganz gleich gewesen, die ich angestrickt habe, dass er wenigstens ganze Socken angehabt hat, nicht. Man hat das halt so gemacht, man hat das nicht gewusst. Dann hat er gesagt: «Mutter, aber mir musst du keine solchen Socken mehr geben.» Dann habe ich gesagt: «Ja, warum? Die sind ja ganz gewesen, haben keine Löcher drin gehabt.» – «Nein, aber weisst Du, sie haben gelacht, dass ich vorne eine andere Farbe gehabt habe.» Dann habe ich gesagt: «Ja es ist ja fast die gleiche gewesen, nicht die ganz gleiche.» So haben sie ihn ausgehänselt, wo sie gekonnt haben. Dann habe ich das dem Lehrer gesagt. Ja, da habe er viel mitmachen müssen. Dann sagt er: «Ja aber hören Sie, (langsam und betont:) es ist der Beste, den wir haben in Basel von dieser Klasse, in der er ist. Er ist der Beste, der kann denen noch etwas vormachen,» hat er gesagt.¹³

In diesem Fall wurde der Baselbieter Schüler ausgelacht, ausgehänselt und sozial ausgegrenzt. Und wie der Schüler im ersten Beispiel, der sich als «Dubel vom Land» vorkam, stand diese Behandlung in keinem Verhältnis zur effektiven Leistung, welche sogar besser gewesen sein soll. Die Unterschiede wurden schmerzlich erfahren, welche im nächsten Fall als Grunderfahrung schon impliziert waren, nämlich: In der Stadt galten andere Regeln, bei welchen die Landschaftler benachteiligt wurden.

Wenn du keinen Advokaten genommen hättest, dann hätte ich überhaupt nichts machen können. Mein Bruder hat gesagt: «Du musst einen Advokat nehmen; erstens bist Du der Kuno von der Landschaft und der in Basel, die lassen Euch fallen, wenn Du keinen Advokat nimmst, der sich einsetzt für Dich.»¹⁴

Die in den Schulbeispielen aufflackernden kulturellen Unterschiede betrafen verschiedene Ebenen:

- Erstens, das Verhältnis zur Sprache, indem die Burschen der Stadt mehr als gewohnt beredeten. Sie diskutierten nicht nur alles, also auch Themenbereiche, über die man nicht gewohnt war zu sprechen, sondern plagierten auch über ihren Umgang mit Mädchen.

- Zweitens, das Verhältnis zur Leistung, indem diese sprachliche Beweglichkeit offenbar unabhängig von der effektiven Leistung existierte. Als es darauf ankam, folgten den Worten keine Taten, sie waren nirgends mehr.
- Drittens, das Verhältnis zur Herkunft, indem sie den Baselbieter Schüler wegen seiner ländlichen Herkunft blossstellten. Sie zeichneten ihm ein Gullenfass auf den Rücken.
- Viertens, das Verhältnis zu Kleidern, indem sie ihn wegen des angestrickten Sockens aushänselten. Dies obwohl der geflickte Socken seine Funktion erfüllte.

Allen Perspektiven gemeinsam ist die Sicht von unten: Die Baselbieter befanden sich in der Minderzahl und in der Position der Unterlegenen. Aber am Ende widerfuhr ihnen Gerechtigkeit, weil Lehrer und Noten den eindeutigen Beweis erbrachten, dass sie richtig lagen. Beide Male kam es am Ende, resp. im Nachhinein zu einem vollständigen moralischen Sieg, der allerdings nichts an den ungleichen Kräfteverhältnissen änderte. Diese «kleinen Siege» belassen die kollektive Zurückstellung der Baselbieterinnen und Baselbieter, machten aber die persönlichen Erinnerungen daran erträglicher.

Die Stadt war aber keineswegs nur das Joch, unter das man sich zu beugen hatte, die Demütigung, die einem Erwartete, oder die Arena vorprogrammierter Niederlagen. Die zuweilen bedrohliche, abweisende oder undurchschaubare Stadt bot auch Zugänge und Nischen, in denen sich Fuss fassen liess und in denen man sich zu behaupten lernte. Zur Erlernung städtischen Verhaltens gehörte auch die Lektion, wonach Verbot und Strafe nicht zusammen gehörten und man sich Freiräume «erstrampeln» konnte.

Erstes Ding ist gewesen, wo ich Ausläufer gewesen bin in der Stadt, durch die barrikadierte Stadt fahren, nicht, und bin fast ortsunkundig gewesen. Also ich habe die Stadt nicht gekannt. Das vergesse ich nie mehr, am ersten Tag habe ich nach Riehen hinausfahren müssen mit einem Velo und einem grossen Packträger (lacht). Es ist eine halbe Weltreise gewesen. Aber irgendwie hat das gut getan, ein halbes Jahr, man ist auf sich selber angewiesen gewesen. Und vier Mal von M. hin- und hergefahren. Ja, am Morgen zur Arbeit, Mittag heim und wieder hinein. (. . .) Im Laufe der Ding, da habe ich dann gemerkt, dass wir ihre (den Polizisten, F.B.) Schrecken sind. Nicht, 39, da hat es noch gewimmelt von Ausläufern. Und jedes Geschäft hat Ausläufer gehabt, nicht, mit dem Velo. Und dann hat es noch diese Kioskhäuschen gehabt, wo man noch Limonade und kleinere Sachen hat kaufen können. Es hat da immer so 20 Ausläufer sicher gehabt. Dann hat man sich mit der Zeit gekannt. Und natürlich auch mit der Fahrtdisziplin, man ist «neume» durchgefahren, wo Einbahn oder Verbotstafeln gewesen sind. Nicht, und dann haben sie manchmal gepfiffen, mit einer Signalpfeife, wir sollen halten, und wir sind zugefahren, nicht. Dann hat es Velojagd gegeben. Und die haben wir natürlich abgekauft.

- *Ist das für Sie auch neu gewesen, die Fahrtdisziplin? Sie sind irgendwie diszipliniert gewesen, und dann haben Sie bei den anderen gesehen, dass man es noch anders machen kann?*

Ja, ja. Ich bin mir fast vorgekommen wie ein Schäfchen. Und die Chefin dort hat gesagt, sie wolle keinen mehr von der Stadt, nur noch vom Land.¹⁵

In der Stadt eröffnete der Zweite Weltkrieg durch die kriegsbedingte Abwesenheit männlicher Arbeitskräfte zusätzliche Verdienstmöglichkeiten. Basel wurde als Fremde empfunden, in der man Erfahrungen sammeln konnte und in der man auf sich allein angewiesen war. In diesen «Lernjahren» ergaben sich auch neuartige Freiheiten, die Pausen am Kiosk, neuartige Gegner, die Velopolizisten, und neuartige Möglichkeiten anonym und folgenlos Verbote zu missachten. Seine diszipliniertere Fahrtweise vermochte er aber nicht vollständig abzuschütteln, weshalb er sich als «Schäfchen» vorkam, von der Chefin jedoch für sein vorbildliches Fahrverhalten gelobt wurde. Auch hier zeigt sich wieder diese Erscheinung, dass der Baselbieter durch sein zu Hause erworbenes (Fahr-) Verhalten zuletzt am Besten dasteht.

Diese Erinnerungen an die Zeit als Ausläufer machen deutlich, dass es sich beim Aufeinandertreffen zwischen Personen aus dem Baselbiet und solchen aus der Stadt um unterschiedliche soziale Positionen handelte: Auf der einen Seite der ungelernte Ausläufer vom Land, auf der anderen Seite die Chefin aus der Stadt. Betrachtet man innerhalb weiterer Erzählpassagen die soziale Position zwischen Städter und Ländschäftler, so wiederholen sich diese Konstellationen sozialer Unterordnung.

Wenn er aber im dritten Monat noch keinen Lohn gehabt hat, er hat im Januar begonnen die Reben zu schneiden, und vielleicht im Juni mit mir an der Hand nach Basel gehen müssen, an den Rümelibachweg. Ich sehe diese Treppe heute noch. (. . .) Oben ist der Weinhändler B. gestanden, dick, breit, mit seinem Lederschurz, wenn wir geläutet haben, wenn der Vater geläutet hat. Hat er gesagt: Und? Was ist? «Fir was kemme Si do ane?» Ein richtiger «Schwob», aber schön Deutsch geredet, «Baseldytsch»: «Fir was kemme Si do ane?» Da hat er gesagt: «Ja, ich würde auch noch fragen. Ich wollte fragen, ob ich von meinem verdienten Lohn haben kann». Und wenn wir Glück gehabt haben, hat er uns 30 Franken «abgeschosse» oder dem Vater in die Hand gegeben.¹⁶

Der Hof hat einer reichen Basler Familie M. gehört. (. . .) Die Herrschaft, man hat ihr die Herrschaft gesagt, sie sind im Mai gekommen bis etwa in den Oktober. Dann sind sie wieder in die Stadt gezogen. (. . .) Im ersten Stock ist die Herrschaftswohnung gewesen, und wir sind unten, ja und Estrich und Mansarde haben wir noch gehabt dazu. Und oben am Stall hat es noch Kammern gehabt, dort haben die Knechte und die Buben geschlafen. (. . .) Man hat den ersten Stock nie gebraucht. Man hat nicht hinein dürfen. Das Telefon war dort, dort hat die Mutter «öpe ne emol» telefonieren dürfen. Sonst haben wir nicht hinein dürfen, geschlossen gewesen. (. . .).

– *Und hat man sich manchmal unterhalten mit denen oder ist man ganz getrennt gewesen?*

Nein, sie sind gut gewesen zu uns, es ist eine gute Herrschaft gewesen. Ich weiss noch, die Mutter hat manchmal gesagt: So, jetzt müsst Ihr wieder parieren, die Herrschaft kommt, zieht wieder ein. Und dann hat man putzen geholfen, hat ihnen einen Meien gebracht. Auf dem Feld einen «Meie» gesucht, und dann hat man ein Bouchée (Schokolädli mit Crème darin, F. B.) bekommen dafür.¹⁷

Bei den Zusammentreffen, egal ob in oder ausserhalb der Stadt Basel, existierten klare Machtgefälle zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern der beiden Kantone. Auf der einen Seite die Arbeit- und Geldgeber, die Haus- und Hofbesitzer, auf der andern Seite die Angestellten und Bittgänger, die Pächter und Parierenden. Der an einigen Stellen aufblitzenden Untertanenmentalität entsprach eine effektive hierarchische Unterordnung unter die Städterinnen und Städter. In und aus der Stadt kamen Personen, welche mehr Geld besaßen, über Besitz verfügen und eine soziale Stellung innehatten, welche ihnen eine deutliche Machtposition zukommen liess. Der Bittgang des Vaters zum Weinhändler, der seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen war oder der nachsichtige Umgang der Bauernfamilie gegenüber der «Herrschaft», demonstrieren ein klares Machtgefälle. Die positive Darstellung der Basler Familie illustriert dabei lediglich die erfolgreiche Einhaltung fremdbestimmter Verhaltenserwartungen. (Auch eine gute Herrschaft bleibt eine Herrschaft.) Umgekehrte Konstellationen, etwa Personen aus Basel als Bittgänger und solche aus dem Baselbiet in Machtpositionen, fehlten in den zehn untersuchten Interviews vollständig.

In der Inszenierung ergab sich die Situation der Zurückstellung auch in Form des fahrenden Lebensmittelverkäufers vom Lande und der im Besitz des Geldes befindlichen sesshaften Person. Um die Ware absetzen zu können, musste den Ansprüchen dieser Basler Käuferinnen und Käufer Genüge getan werden, auch wenn sie zuweilen seltsam anmuteten.

Da gab es auch Leute, übergescheite. Man hatte sogenannte Mistäpfel, das war ein guter Apfel, klein, aber es gab daraus ein prima Apfelmus. In Basel nannte man sie «Basler Reneten». Wenn man sie «Mischtöpfel» nannte, hat man sie nicht verkauft. Da ging ich auch läuten und die kommt herunter und schaut sich die verschiedenen Sorten an. Ich sage: Das hier sind Basler Reneten. Da sagt sie: Wenn es auch Mistäpfel sind, deswegen nehme ich sie gleichwohl. Die hat sie gekannt, das war eine vom Land (lacht).¹⁸

Und eine im Villenquartier oben, auf der Batterie, die wollte «Suurgrauech». Man hatte noch einen süssen, der genau gleich war, mit einem kleinen Unterschied, einer, der sie nicht kannte, sah keinen Unterschied. Die wollte die «Suurgrauech», da sagte ich auch: Das sind die «Suurgrauech». Da sagte sie: «Nein, nein, Ihr müsst mich nicht lehren Äpfel kennen, das sind sie». Ich sagte: «Gute Frau, beisst hinein, das sind süsse, die kosten 15 Rappen das Kilo, und die «Suurgrauech» kosten 35 Rappen». Gut, ich habe ihr 35 Rappen geheuscht und trug ihr die Kiste in den Keller. Sie wird es nachher schon gemerkt haben. Sie sagte jedenfalls nie was, wenn wir später wieder läuten gingen (lacht).¹⁹

Die Bezeichnung «Mischtöpfel» minderten den Marktwert der Äpfel. Folglich verlieh man den Mischtöpfeln eine Basler Identität, indem man sie «Basler Reneten» taufte. An diese Umbenennung knüpfte die erste Geschichte an. Gegenüber den städtischen Abnehmerinnen und Abnehmern wurde ein Begriff verwendet, welcher auf dem Land selber nicht üblich war. Hinter der Bezeichnung des Apfels verbarg sich also eine kulturelle Zuordnung zur Stadt oder zum Land. Folglich konnte der Verkäufer über ihre Kenntnis des Baselbieter Begriffes «Mischtöpfel» ihre geographische Herkunft ableiten. Während er den einen oder anderen Begriff marktstrategisch einsetzte (und die einkaufende Person danach identifizierte), war der Frau die in Basel gebräuchliche Bezeichnungsart fremd. Sie vermochte aber dennoch die Qualität des Produktes von der blossen Bezeichnung zu trennen.

Diese Fähigkeit, zwei unterschiedliche Sorten Äpfel voneinander zu unterscheiden, beherrschte im zweiten Beispiel die Frau aus dem Basler Villenquartier nicht. Gleichzeitig wird deutlich, wie diese Auseinandersetzung um die Qualität der Äpfel auch eine soziale Auseinandersetzung war. Die Basler Frau wollte sich durch einen hergefahrenen Obsthändler nicht sagen lassen, wie diese Apfelsorte zu bezeichnen war. Und um diese Machtposition zu halten, ging sie das Risiko einer unvoreingenommenen Prüfung der Apfelsorten gar nicht erst ein. Sie besass das Geld, und der Händler war zu ihr gekommen, um dafür Waren einzutauschen.

Die Art und Weise, wie der Landschäftler das Problem lösen wollte, war einfach und direkt. Die Frau solle hineinbeissen und dann selber urteilen. Diese Vermittlung misslang. Bei der endgültigen «Lösung», nämlich nachzugeben und den höheren Preis zu kassieren, kam der Baselbieter durch Nachgeben zu einem Vorteil. Er gab ihr das soziale Eingeständnis, im Irrtum zu sein, und trug damit den wirtschaftlichen Sieg davon. Er rettete ihr Sozialprestige, und sie vergoldete ihm sein Nachgeben.

Manchmal brachte aber das Spannungsverhältnis, hervorgerufen durch das Ungleichgewicht von Waren- und Geldmittel, das Fass zum überlaufen. Dabei blieb wiederum das «Vielreden» der Basler Frau in Erinnerung. Der moralische Sieg wurde hier vom Polizisten sanktioniert.

Man bot die Äpfel an. Ich weiss noch gut, es war zwischen der Mittleren und der Johanniterbrücke, ja vielleicht Hammerstrasse. (. . .) In diesem Gebiet war es auch, als eine die Polizei kommen liess. Die kaufte Äpfel, eine Kiste, das war damals üblich, die Leute kellerten sie ein. Eine solche Kiste, das sind immerhin 20–25 Kilogramm, die nahm ich auf die Schultern und trug es in den dritten Stock hinauf, in die Küche. Als ich oben war, sagte sie: «Sie, ich nehme lieber die Äpfel in der Kiste nebendran.» – «Also, dann hole ich die andere.» Und ich holte sie. Als ich sie oben hatte, sagte die «Mätz» wieder: «Es sind nicht diese, es sind die andern.» Ich sollte die andern holen. Da nahm ich die Kiste, ich hatte

sie auf dem Küchentisch, bezahlt hatte sie schon, nahm ich die Kiste, und «bums» hat's gemacht, der ganze «Prägel» ist in der Küche herumgefahren. Da rief sie die Polizei an. (. . .) Und die hatte «e Schnuure» am Auto, den Polizisten halb sturm «geschnuuret». Ich hörte zu und dann sagte ich zum Polizisten, ob ich auch etwas sagen dürfe? Er sagte: «Hejo, natürli.» Da sagte ich es ihm, was er jetzt gemacht hätte. Ich hätte die Äpfel schon zweimal hinaufgetragen und noch ein drittes Mal sollen. Da sagte er: «Ihr habt recht gehabt.» Da ist die abgezogen (lacht). Ja, ja, das waren jeweils noch Erlebnisse. . .²⁰

Auch dieses «Explodieren» änderte grundsätzlich nichts am bestehenden Machtgefälle. Es bedeutete auch keine Emanzipation, sondern lediglich eine Abgrenzung gegen unmässige Forderungen. Man war gewillt, Erniedrigungen zu akzeptieren, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Der vom Baselbieter eingeschlagene Lösungsweg richtete sich – wie oben bei den Apfelsorten – darauf, dem Polizisten anzubieten, sich in seine Lage zu versetzen. Damit hatte er Erfolg.

Diese Geschichten mit den Äpfeln stammten alle aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, als die landwirtschaftlichen Produkte in der Stadt wegen der Rationierung sehr begehrt waren. Dem Verkäufer war es mit anderen Worten egal, eine Kundin zu verlieren, da die Nachfrage ohnehin gross und gesichert war. Kriegsbedingt war die eingespielte hierarchische Ordnung zwischen den Leuten aus dem Baselbiet und solchen aus der Stadt aus den Fugen geraten, und die Vielzahl qualitativ neuer Berührungspunkte schuf zahlreiche Erinnerungen.

Ja, ja, wir haben das mitgemacht (Bündel gepackt, 1940, F. B.), auch weil wir das Militär in der Nähe gehabt haben. Die haben sich alle von ihren Familien verabschiedet in der Stadt. Das sind Basler gewesen, Basler Einheiten. Die sind bei uns telefonieren gekommen, jeder hat «brielt». Nein, das ist grauenvoll gewesen.²¹

Die auf der Landschaft stationierten Basler Truppen zeigten Angst, womit an dieser Stelle auch die eigenen Ängste unterstrichen werden sollten. Erinnerungen an Schwächemomente der Basler tauchten aber motivartig verschiedentlich auf. Viele der Geschichten, bei welchen es zu einem Zusammentreffen von Personen der beiden Kulturkreise kam, laufen handlungsmässig auf die Beschreibung einer Schwäche, resp. Niederlage einer Baslerin oder eines Baslers hinaus.

Bei der Zusammenstellung der hier ausgewerteten Interviewpassagen lässt sich unschwer eine Verdichtung um zwei Ereignisse herum feststellen: Einerseits gruppieren sich Geschichten um den Zweiten Weltkrieg, andererseits um den Generalstreik von 1918. Beide Male stiessen zwei voneinander weitgehend getrennt lebende Kulturkreise aufeinander. Im Folgenden zuerst Erinnerungen an den Generalstreik:

Ja, Pensionen haben sie ja keine bezahlt, die Seidenherren. Was meinen Sie, wo der Generalstreik gewesen ist, anno 18. Das ist ja verrückt gewesen, sie haben

ja noch das Militär aufgeboten gegen die eigenen Leute. Mein Bruder hat auch gehen müssen, ins Gellert hinauf, die Seidenherren haben Angst gehabt, man täte einfach die Arbeit «lo sy», nicht wahr, und streiken. Und nachher hat mein Bruder auch gehen müssen ins Gellert hinauf, wo die Seidenherren gewohnt haben, und Dalben und so. Dort haben sie Wache stehen müssen. Aber dieser Generalstreik, das ist ja verrückt gewesen, «sälbsmol» habe ich noch in der oberen Fabrik geschafft, beim S., gell. «Derno» habe ich angedreht an einem Webstuhl, neben dem S. Lini, dann sage ich: «Du, was isch das für eine, wo dört dure Saal dure lauft?» Er hat so einen «Hätzle»-Frack angehabt. Dann haben sie gesagt, das sei der W., einer dieser Seidenherren, gell. Und nachher haben sie den älteren Arbeitern also 100 Franken geben können und 50 Franken haben wir «übercho». Dann haben sie das Geld «chönne füre mache.»

– Wann haben sie das Geld «füre» gemacht? (Pause.)

Ja, der W. hat Angst gehabt, Wir würden streiken. Dieser Generalstreik ist ja in der ganzen Schweiz gewesen, nicht nur in Basel.

– Und dann hat er Ihnen Geld gegeben?

Allen, allen, die dort gearbeitet haben. Die älteren Arbeiter haben 100 Franken «übercho» und die jüngeren 50 Franken. Nein, das ist nur einmal gewesen für alle Arbeiter, «Wüsstr». (. . .) Dann hat es geheissen, sie würden am Mittag die Feuerwehr aufbieten (lacht), wenn diese Basler kämen, gell. Dann sage ich: Du, ich gehe ins Schulhaus «hindere go luege». Ja, wir haben ja nicht lange Mittag gehabt, aber doch um zwölf Uhr haben sie dort sein müssen. Dann bin ich gegangen ins Schulhaus «hindere». (...) Dann sagt der (Feuerwehrhauptmann, F.B.) zu diesen Feuerwehrmännern: «Also loset, wenn die Stadtschlingel chöme, gönget in Eberain abe (. . .) Wenn diese Stadtschlingel kommen, eben von Basel, dann sollen sie mit der Feuerwehrspritze eben dort «abe go die sprütze». Aber wissen Sie, die sind noch weit gekommen, die Streikenden, bis zur «Hanro», man hat ihr «sälbsmol d’Stricki» gesagt, und dort haben sie die Leute herausgeholt.

– Ah, das ist dann so ein Marsch gewesen, die sind miteinander gelaufen?

Ja, sind miteinander gelaufen von Basel aus, nicht wahr, die da gestreikt haben. Auf alle Fälle haben alle gestreikt. Und meine Cousine ist auch noch unterwegs gewesen, und die Polizei haben sie aufgeboten. Meine Cousine hat gesagt: Du, ein Polizist hat mir mit einem «Bengel» eines auf den Kopf gehauen, als sie in das Tram hinein sei und habe gar nichts gemacht. Ja aber das Militär. Die haben Angst gehabt, die Seidenherren, es gäbe einen richtigen Krach, «gället».²²

Der Generalstreik schaffte nicht nur eine Verdichtung aussergewöhnlicher Ereignisse, welche sich vom gewohnten Lebensalltag abhoben und in Erinnerung blieben, sondern er vergrösserte auch die Kontakt- und Reibflächen zu den Baslerinnen und den Baslern. Ein Bruder musste im Basler Gellertquartier Wache stehen, und fremde Personen tauchten in den Fabrikräumlichkeiten auf. Auch sie hatten Angst vor einer Ausdehnung des «Brandes» ins Baselbiet und begannen ungewohnte Zahlungen an die Arbeiterinnen und Arbeiter zu entrichten.

Auffallend an der Schilderung der streikenden «Stadtschlingel» ist die Perspektive: Die Sprecherin solidarisierte sich nicht als Arbeiterin mit ihnen. Zwar bot die Angst der Seidenherren Grund zur Genugtuung, die aus der Stadt herbeieilenden und die Fabriken leerenden Basler Arbeiterinnen und Arbeiter jedoch bleiben fremd. Nicht die Arbeiterschaft hatte sich in ihren Augen vereinigt, sondern nur die Basler Arbeiter. Und wie gefährlich und unberechenbar der Stadtbezirk blieb, kommt in der Erwähnung der Cousine zum Ausdruck, welche grundlos von einem Polizisten geschlagen wurde.

Es ist ja auch noch, wo die Grippe gewesen ist. . . Aber ich bin dort noch nicht mit ihm gegangen, wir haben einander noch nicht recht gekannt. (. . .) Ja, er hat gehen müssen mit den Rossen, die Kavallerie ist aufgeboten worden. Dann sind sie in Basel durch die Strassen hindurch. Ja, die Leute vertreiben, mit den Rossen. Ja, wenn sie mit den Rossen kommen, so eine Schwadron. Und er hat in Basel bleiben müssen, bis ruhig gewesen ist. (. . .) Streik, wo sie so gestreikt haben. Uuuuh, das hat Leute gehabt, da in der Stadt. Wir haben einmal die Flucht nehmen müssen. Es ist eines mitgekommen, und das hat gesagt: Jetzt gehen wir doch einmal «luege», eine Verwandte von mir ist mit mir gekommen. Jetzt gehen wir doch einmal schauen, was sie machen in der Stadt. Wir sind «gly» in einem Hausgang drinnen gewesen. Nachher sind sie mit den Rossen gekommen, die Kavallerie ist mit den Rossen durch die Strassen durchgefahren. Ja, dass die Leute nicht können Krawall machen oder noch schiessen oder was alles noch. Ja, dann haben sie dort Ordnung machen müssen. Je, das weiss ich noch gut. (Pause.) Das ist etwas gewesen in Basel. (Pause.) Dann sind die Basler klein geworden, sind froh gewesen, dass die Landschäftler helfen gekommen sind. (lacht) Ja, ja.²³

Dieses Baselbieter Bewusstsein, welches in einer kulturellen Andersartigkeit gründete und durch die Zurückstellung hinter die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt geprägt war, bot sich als Identität an, welche die Perspektive auf diese «städtischen» Ereignisse prägte. Mit anderen Worten: Diese Erinnerungen verweisen auf ein kulturelles Baselbieter Bewusstsein, aber auf kein soziales Klassenbewusstsein.

Überblickt man die insgesamt fünfzehn ausgewerteten Episoden, bei welchen es zu irgend einer Form von Kontakt zwischen den beiden Kulturkreisen gekommen war, so könnten sie unter dem Titel «soziale und kulturelle Zurückstellung» zusammengefasst werden: Sie wurden ausgehänfelt, der Lohn wurde ihnen vorenthalten, sie mussten sich brav verhalten, schweigen, obwohl sie Recht hatten, mussten Kisten zweimal in den dritten Stock hinaufschleppen, bekamen mit dem Stock eines auf den Kopf und mussten sich in den Hausgang verziehen. Betrachtet man aber die Art und Weise, wie diese Erinnerungen erzählt wurden, erhält man den Eindruck äusserst erfolgreicher Baselbieterinnen und Baselbieter, denn erzählt wurden hauptsächlich Erfolge. Von den Männern hatte der eine die besten Noten, einen erwischten die Polizisten nie, einer strich sich den Mehrpreis ein und einer schmiss die Äpfel auf den Boden. Von

den Frauen veranlasste eine den Weinhändler, den Lohn zu bezahlen, eine verdiente sich ein Bouchée, eine stellte ihren Sohn als besten Schüler hin und eine erhielt einen Extralohn. Auffällig an der kulturspezifischen Aufarbeitung dieser Szenen ist die geschlechtsspezifische «Strickart». Die Männer erwähnten, wie sie durch ein besonders geschicktes Verhalten siegten, die Frauen erwähnten Situationen, bei denen sie zwar beteiligt aber nicht Hauptpersonen waren. Das hiesse, die Frauen stellten sich in Erinnerungen an Situationen der Unterordnung selber nicht als Siegerinnen dar.

Aus den zehn hier untersuchten Interviews über den Zeitraum von 1905 bis 1960 resultierten fünfzehn auswertbare Passagen, welche zeitlich zwischen 1918 und zirka 1955 einzuordnen sind. Eine auffällige Verdichtung ergab der Generalstreik und der Zweite Weltkrieg: Drei Episoden handelten vom Generalstreik, sieben von der Zeit zwischen 1939 und 1945, auf die Zwischenkriegszeit entfielen vier und die Nachkriegszeit eine Geschichte. Eine Auswertung dieses Sachverhaltes ist nicht unproblematisch, weil einerseits die Methode der Oral History nicht für quantitative Untersuchungen geeignet ist und andererseits die geführten Interviews nicht das hier untersuchte Thema behandelten.²⁴

Ich mochte trotzdem als These festhalten, dass die beiden internationalen Ereignisse eine Vielzahl zusätzlicher Kontakt- und Reibflächen zwischen den Personen der beiden Kulturkreise schufen. Die Grenzen wurden dadurch nicht nur poröser, sondern die Krisensituationen werteten auch den gesellschaftlichen Stellenwert der Baselbieterinnen und Baselbieter auf. Die Verdichtung der kollektiven Erinnerungen und die Vielzahl kleiner Siege wäre somit das Resultat dieser «verkehrten Welt» und des daraus resultierenden sozialen Aufstiegs. Dementsprechend klammert sich das kollektive Gedächtnis in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weniger an die Zeiten der Misserfolge, als an die auf wenige Jahre, Monate und Tage begrenzten Erfolgserlebnisse. Die Erinnerungen der Baselbieterinnen und Baselbieter müssen also vor dem Hintergrund eines Bewusstseins verstanden werden, durchgängig zurückversetzt worden zu sein. Die erinnerten Geschichten offenbarten einen Moment der Stärke aus der Optik eines permanent Schwächeren.

Dabei überrascht es, dass Erinnerungen an umgekehrte soziale Konstellationen, also Baselbieterinnen und Baselbieter in der Machtposition gegenüber Personen aus der Stadt, vollständig fehlten. Gerade aber der Zweite Weltkrieg mit seinen Versorgungsproblemen in der Stadt machte Bittgänge von Baslerinnen und Baslern, welche gegen Naturalien ihre Arbeitskraft anboten, wahrscheinlich. Wie wurden sie aufgenommen und behandelt? Wie verhielt sich die Naturalentlohnung zur geleisteten Arbeit? U. s. w. Ob das Fehlen solcher Erlebnisse damit zusammenhing, dass man sich zwar ausführlich und genau an Situationen erinnern konnte, in denen man zurückversetzt worden war (resp. die Zurückversetzung erfolgreich überwunden hatte), aber kaum an solche, in denen man andere zurückversetzt hatte, oder ob es dies tatsächlich kaum gegeben hatte, darüber könnte eine ähnliche Untersuchung mit Baslerinnen und Baslern Auskunft geben.

Im letzten Beispiel aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges tauchen nochmals die oben betrachteten Elemente auf:

- 1) Die Situation der Unterordnung,
- 2) die durch die Kriegssituation verursachte verkehrte Welt,
- 3) die dadurch und aufgrund ihrer Fähigkeiten aufgewertete Baselbieterin,
- 4) der durch diese Fähigkeiten hervorgerufene kleine Sieg und
- 5) die im Endeffekt unverändert gebliebene beruflich-soziale Situation der Unterordnung.

Während dem Krieg haben sie einem noch Bohnen gebracht zum Abmachen, nach den achten von der Milchsuppe, wissen Sie. Man hat doch pflanzen müssen, während dem Krieg in der Milchsuppe. Ich bin auch noch in der Woche, also zweimal einen halben Tag, bin ich dort helfen gegangen. Einmal hat es geheissen, es müsse noch jemand «use», es sei noch ein ganzer «Chare voll Rotchrut» zum Abmachen. Dann habe ich zur Oberschwester gesagt: «Jo do gieng i, aber si selle halt luege, wenn öper vo mine Patiente det lüte». Ich habe halt auch einen Posten gehabt, den ich habe vorsorgen müssen. Und dann eben, am Nachmittag bin ich noch gegangen. Aber am Abend, wenn ich heimgekommen bin, habe ich noch die Patienten versorgen müssen. (Pause.) Wir haben Sojabohnen jäten müssen (lacht). Nachher habe ich eine neben mir gehabt, die auch hat jäten müssen. Dann habe ich sie so angeschaut, dann habe ich gesagt: «Du rissisch jo nid s'Jät us, Du rissisch d'Bohne nus». (lacht) Ich habe ihr zeigen müssen, was sie ausreisen muss. Und wo die Kartoffelernte gewesen ist, haben wir auch helfen gehen müssen.²⁵

Anmerkungen

- 1 Der Codename dieser befragten Person lautet Gustav Wagner, und der Ausschnitt stammt von der B-Seite der ersten Kassette (1/B), Zählerstand 618 (618ff). Die Verschriftlichung orientiert sich so weit als möglich am Schriftdeutsch und dessen Rechtschreibung, ohne jedoch die umgangssprachliche Färbung ganz zu eliminieren.
- 2 Zwei Interviews stammten aus Gesprächen des Jahres 1985, die anlässlich eines anderen Projektes geführt wurden.
- 3 Mein Forschungsprojekt setzt sich mit der Elektrifizierung des Baselbietes auseinander.
- 4 Vergleiche dazu die drei Zugzwänge des Erzählens, in: Fritz Schütze: Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In : Eberhart Lämmert (Hg): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart 1982, S. 568–590
- 5 Maya Nadig nennt vier Ebenen, auf denen eine Lebensdarstellung stattfindet: 1. eine sprachlich-semantische, 2. eine interaktionelle, 3. eine kulturelle und 4. eine Beziehung zwischen Personen und Selbstideal. In: Maya Nadig: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt am Main 1986, S. 54.
- 6 Die Jahrgänge der Männer: 1908, 1918, 1921, 1925, 1928; die Jahrgänge der Frauen: 1896, 1900, 1903, 1913, 1928. Von den zehn Personen stammte eine aus dem Bezirk Sissach, eine aus dem Bezirk Waldenburg, vier kamen aus dem Bezirk Liestal und vier aus dem Bezirk Arlesheim.
- 7 Sabine Gasser 1/B (600ff)
- 8 Martin Arnold 1/A (712ff). Dieser Satz dient nur zur Illustration und wird im weiteren nicht ausgewertet.

- 9 Dalit Leuenberger 1/B (130ff)
- 10 Martin Arnold 1/B (004ff)
- 11 Gustav Polt 1/A (542ff)
- 12 Diesen Hinweis verdanke ich Irene Vonarb: «Mir si jede Dag dr Arbeit noh». Der Kriegsalltag im Grenzdorf Biel-Benken. Unveröffentlichtes Manuskript, Basel 1990. Auch ein Ausläufer liess sich vor seinem ersten Arbeitstag die Stadt erklären. Sascha Reiser 1/B (428ff): «Ja, ja. Da bin ich eigentlich direkt vor Tatsachen gestellt worden. Ich bin noch am Sonntag mit dem Bruder in der Stadt gewesen, der hat die Stadt ein wenig gekannt. Und hat mir ein wenig die Strassen gezeigt, nicht.»
- 13 Dalit Leuenberger 1/B (190ff)
- 14 Kuno Linder 1/B (418ff). Das Beispiel stammt als einziges aus der Nachkriegszeit.
- 15 Sascha Reiser 1/B (356ff)
- 16 Martha Nebiker 2/A (366ff)
- 17 Anna Arnold 1/B (232ff)
- 18 Bruno Hauser 3/A (402ff)
- 19 Bruno Hauser 3/A (548ff)
- 20 Bruno Hauser 3/A (402ff)
- 21 Martha Nebiker 2/B (597ff)
- 22 Sandra Kaspar 1/A (593ff)
- 23 Dalit Leuenberger 1/B (130ff)
- 24 Als weitere Probleme kommen hinzu: Die qualitativ und quantitativ sehr unterschiedlichen Passagen, die nicht eindeutige Abtrennbarkeit einer Episode von der folgenden und der unterschiedliche Stellenwert der verwendeten Ausschnitte im Gesamtinterview.
- 25 Sandra Kaspar 1/A (517ff)

Der hydraulische Widder

Von *Adolf Suter*

Im Bericht über die Arboldswiler Wasserversorgung (BHBI Nr. 2 1990) ist mehrmals von einem hydraulischen Widder die Rede. Vermutlich dürfte es einigen Lesern unklar sein, um was es sich dabei handelte. Der Widder als Tier ist ja für sein stossartiges Wehrverhalten bekannt, auch kommt der Widder als Kriegsmaschine (Mauerbrecher) in der Geschichtsschreibung des Altertums und des Mittelalters vor. Die Stosskraft, wie sie im hydraulischen Widder ausgenützt wird, bezieht sich also auf eine altbekannte Bezeichnung.

Der hydraulische Widder wird auch heute noch eingesetzt, aber nur dort wo genügend Wasser vorhanden und nur eine beschränkte Förderhöhe nötig ist. Laut Brockhaus - Lexikon (Ausgabe 1898) wird Jos. Michael Montgolfier (1740) als Erfinder bezeichnet. Er und sein Bruder Jacques Etienne (1745) sind die bekannten Erbauer des ersten Heissluftballons.-

Die Funktion dieser selbsttätigen Einrichtung ist folgende: Strömt Wasser rasch durch eine Leitung und wird durch schlagartiges Schliessen eines Ventils die Strömung abgestoppt, so steigt infolge der kinetischen Energie der Druck in der Leitung. Dieser Effekt wird zum Fördern (pumpen) ausgenützt. In der Skizze fliesst das Wasser aus der zu einem kleinen Reservoir ausgebildeten